Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 150. Bromberg, den 29. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Diese Frau war in der Tat wie geschaffen zur Polizeibeamtin! Von dem Augenblick an, in dem sie von oben die Haustür öffnete, zeigte sie in all ihren Bewegungen vollkommene Ruhe.

Die Tür fiel dröhnend ins Schloß, und — genau, wie es Duporc vorausgesagt hatte, hielt sich der dreiste Kerl nicht an die Verabredung!

Ruhig schloß er die Tür hinter sich zu, und dann sprang er trotz aller Proteste der Frau, die ganz in ihrer Rolle blieb, zwei, drei Stufen auf einmal die Treppe hinauf.

Seinen Korb hatte er unten im Hausflur gelassen, die Hände staken in den Hosentaschen.

„Jetzt bitte ich Sie um alles in der Welt! Nennen Sie das etwa hinter der Tür bleiben?“ fragte Frau Menzel Polack ängstlich und wich zurück.

Jaapje Eekhorn folgte ihr schweigend ins Wohnzimmer, schaute sich mit Späheraugen um, zog sicherheitshalber und für alle Fälle die Schnur des Telephonapparates aus dem Steckkontakt und öffnete, ehe die Frau, der das Herz bis in den Hals hinauf schlug, es auch nur vermuten konnte, plötzlich die Tür zum Salon, ließ seine Augen durch das Speisezimmer gehen und bückte sich sogar, um unter die tief herabhängende Tischdecke zu sehen.

Das war ein ganz gerissener Junge! Wer dem über sein wollte, mußte früher aufstehen!

„So!“ sagte er dann und machte die Tür zum Salon wieder zu. Und dann sprach er zu der Frau, aus deren weitgeöffneten Augen die ungeheuchelte Angst über das rätselhafte Verschwinden des Kommissars blickte: „Also, nun wären wir endlich allein. Darf ich Sie bitten — obwohl ich hier weniger zu Hause bin als in meinem Wohnschiff, Gott hab es selig —, darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?“

Er ging selber mit gutem Beispiel voran, stellte aber seinen Stuhl wohlbedacht so geschickt auf, daß er sowohl die leichenblasse Dame des Hauses wie das andere Zimmer und endlich auch die Tür des soeben von ihm inspizierten Speisezimmers und die Treppe genau im Auge behalten konnte.

„Wo sind die Steine und die Perlen?“ fragte sie, und unwillkürlich flüsterte sie nur, als ob sie Indiskretionen von Gott weiß wo lauschenden Horchern befürchtete.

„Erst muß ich das Geld in der Hand haben“, antwortete er; „und zwar ein bißchen rasch, denn ein Genosse wartet unten auf mich. Wenn ich einen Vorhang herunterlasse, ist das für meinen Freund das Zeichen, unten zu schellen. Ich lasse ihn genau so herauf, wie Sie mich hereingelassen haben. Also bitte, zählen Sie mir das Geld auf den Tisch des Hauses und ersparen Sie uns alle weiteren Geschichten und Bedingungen!“

„Legen Sie erst mein Eigentum auf das Tischchen dort, sonst gebe ich keinen Cent her!“ sagte sie tapfer.

„Ich möchte eine wohlgemeinte Warnung aussprechen“, entgegnete er; „ich bin nicht willens, mir mein Konzept verderben zu lassen! Ich habe bewiesen, daß ich Ihnen vertraue, denn ich habe mich persönlich hierher bemüht, wovon mir jeder Fachmann mit einiger Erfahrung abgeraten haben würde. Wenn Sie mir jetzt nicht genügend trauen, um die 1200 Gulden vor mir aufzuzählen . . .“

„Zwölfhundert? . . . Sie sagten tausend . . .“

„Möglich, bestreite ich auch gar nicht. An der Börse rasen die Effekten in fünf Minuten oft sprungweise um mehr als zwanzig Prozent in die Höhe, sobald gute Nachrichten einlaufen. Je länger ich auf diesem übrigens recht bequemen Stuhl warten muß, um so stärker werden die Kursschwankungen. Also bitte — fangen Sie jetzt an zu zählen, oder nicht?“

„Und mein Eigentum . . . ?“

„Sollen Sie sofort haben, obgleich es klüger wäre, wenn ich es Ihnen erst nach 24 Stunden zuschickte.“

„Nein!“ sagte sie bestimmt; „Zug um Zug!“

„Schön!“ sagte er, schob seinen Stuhl zurück und schritt, ohne sie aus den Augen zu lassen, auf das Fenster zu. Er schaute hinaus und erschrak sichtlich, denn David der Stelzvogel auf der gegenüberliegenden Seite der Straße steckte sich eine Pfeife an — ein bedenkliches Zeichen! Es mußte also in der Sarphatistraße nicht geheuer sein!

Mit einem einzigen Sprung war Jaapje Eekhorn an der Korridortür. Er war bleich vor Wut.

„Wenn Sie mich etwa reinlegen wollen, Sie Hochstaplerin, Sie Verbrecherin“, schrie er wie toll, „so gebe ich Ihnen mein Wort drauf, daß Sie genau so reinfallen sollen wie ich, und daß Sie hier so in der Klemme sitzen, daß Sie nicht lebendig aus meinen Klauen kommen! . . . Das Geld her . . . . Vorwärts . . .!“

„Ich habe die Polizei nicht verständigt“, verteidigte sie sich, während er, aufs schärfste gespannt, die Ohren spitzte und auf jedes Geräusch im Korridor achtete. „Und hier sind die tausend Gulden . . .“

Wie ein Raubtier stürzte er sich auf das Geld und riß es an sich; aber im gleichen Augenblick ertönte auch schon hinter ihm die freundliche Stimme des Nathan Marius Duporc: „Hände hoch, Jaapje! Hände hoch, oder . . .“

„Schwein!“ kreischte Jaapje Eekhorn und blickte die Frau vernichtend an, so wie es die betrogenen Gatten in französischen Ehebruchsdramen zu tun pflegen.

Hätte er Zeit gehabt, so hätte er zweifellos auf dieses „Schwein“ noch eine Reihe anderer, nicht minder deutlicher Ehrentitel folgen lassen. So aber warf er, ohne auf den Befehl „Hände hoch“ zu achten, mit der Behendigkeit eines Taschenspielers dem Gegner die Tischdecke über den Kopf. Der zögerte keine Sekunde — es fiel ein Schuß, es fiel eine Frau vor Schrecken um — aber der Erpresser war verschwunden. Und weil er Davids Zeichen vor dem Zigarrengeschäft so aufgefaßt hatte, als könne auch unten „dicke Luft“ sein, so kletterte er mit einer geradezu verblüffenden Geschicklichkeit die Bodentreppe empor, versuchte einen nach der Hinterseite des Hauses gehenden Fensterladen aufzureißen, riegelte, als ihm das nicht glückte, kurz entschlossen das Fenster einer nach der Sarphatistraße hinausgehenden unbewohnten Dienstbotenkammer auf und flüchtete auf das Dach.

Duporc, der erst fälschlich nach unten gerannt, dann über den Korb gestolpert war, endlich auch noch durch das Aufschließen des Hauses Zeit verloren hatte, alarmierte die beiden Geheimpolizisten, die wartend vor der Türe standen. Und während dann der eine Hilfstruppen holte und der ganze Häuserblock im Handumdrehen durch uniformierte Beamte abgesperrt wurde, unternahm der Kommissar mit dem andern eine abenteuerliche Reise über die Dachrinnen und die Häuser.

Das war an sich schon nicht ungefährlich, wurde aber für den wohlbeleibten Kommissar auch noch deshalb besonders unerquicklich, weil die Straßenreinigung sich wohl um die Rinnsteine unten, doch nicht um den Schmutz auf den Dächern kümmerte.

Nathan Marius Duporc, der alles zu beobachten gewohnt war, wunderte sich nebenher über die ungeheure Menge von Haarbüscheln in lauter verschiedenen Farben, Mandelschalen, Apfelsinenresten, Fetzen Stanniolpapier, die in Schlamm und zusammengewehte Blätter geradezu eingebettet lagen. Der Vorteil bei dieser ganzen Geschichte war, daß sich die Spur des Entkommenen auf dem wenig begangenen Boden außerordentlich scharf abzeichnete, der Nachteil, daß man nach allen Seiten hin scharf aufpassen mußte, um nicht herunterzustürzen.

Vor der Dachluke eines Kontorraumes hörten die Fußabdrücke plötzlich auf.

„Also hier ist er hineingegangen," sagte der Geheimpolizist, hielt sich mit der Hand an der herausgesteckten Fahnenstange fest, beugte sich über den Dachgiebel und rief hinunter: „Hallo, aufgepaßt!"

Von unten aber stieg das murmelnde Stimmengewirr einer Menschenmenge empor, die ohne Entree einem interessanten Schauspiel beizuwohnen hoffte. Im Film konnte man es ja nicht besser haben.

Eine ganze Strecke weit war die Straße abgesperrt, und auch auf verschiedenen anderen Dächern sah man Schutzleute, die zur Hilfe herbeigeeilt waren, weil die wahnsinnigsten Gerüchte umliefen: Ein Schuß sollte gefallen sein. Die Einbrecher oder Mörder sollten scharenweise auf den Dächern sitzen, und das am hellerlichten Tage . . .

Nathan Marius Duporc kletterte an das Bodenfenster heran, von dem aus ein dienstbarer Geist mit größter Aufmerksamkeit seine gymnastischen Übungen verfolgte, zeigte seine Marke, erhielt gnädigst die Erlaubnis, über ein noch nicht gemachtes Bett zu steigen, und begab sich dann auf die Straße, um weitere Instruktionen zu erteilen.

Das Haus, in dem das Kontor lag, wurde von oben bis unten durchsucht, ebenso die benachbarten Häuser: Jaapje Eekhorn war verschwunden.

Endlich wurde, nach stundenlangem, vergeblichem Suchen, die Straße wieder für den Verkehr freigegeben, und nur ein paar Geheimpolizisten blieben unauffällig auf ihrem Posten.

„Wie schrecklich", sagte die Witwe Menzel Polack, die aus ihrer zweiten Ohnmacht erwacht war und dem Himmel dafür gedankt hatte, daß die Sache so ohne viel Aufsehen verlaufen war! Ich gehe heute nacht nicht zu Bett . . . der Mann wird mich morden . . . der Mann kommt bestimmt durch das Dach herein . . . Der Mann ist imstande, mir Gewalt anzutun und das ganze Haus in Brand zu stecken. . . Ich zittere am ganzen Leibe, wenn ich nur an ihn denke. . . Ich sterbe, wenn Sie mich allein lassen."

Duporc versuchte, ihr Mut zuzusprechen, allein ihre Nerven waren derart überreizt, daß sie bei jedem Geräusch von der Straße aufschrak, zusammenfuhr, wenn geklingelt wurde ,und sich nicht traute, den Hörer aufzunehmen, wenn das wieder eingeschaltete Telephon läutete.

Duporc gab die Sache noch nicht auf. Seine ganze Karriere hatte er seiner Polizeihundnatur, seiner zähen Ausdauer zu verdanken. Ganz allein kletterte er zum zweiten Male bis an das Bodenfenster, und jetzt, da er nicht gehetzt war, nicht aufs Geratewohl losrennen mußte, während er sich auf die Lippen biß, weil das kleine Scheusal ihm über gewesen war, ihm einen Streich gespielt hatte, jetzt durchforschte er von neuem das Dachterrain, nun aber mit der überlegenen Ruhe eines Dominospielers, der durch die schwarzen Rücken der Steine hindurch die Punkte der Gegenpartei berechnet.

Es war die größte Wahrscheinlichkeit, daß der bisherige Bewohner der „Rustenburch" mit seinem Raub in der allgemeinen Verwirrung auf die eine oder andere Art entkommen war, vielleicht sogar schon in irgendeinem Zuge saß. Eine der Hundert-Gulden-Banknoten sofort zu wechseln, würde er sich wohl gehütet haben, denn da die Kriminalpolizei ihn in diesem Hause angetroffen hatte, konnte er damit rechnen, daß die Nummern der Scheine notiert waren. Es bestand darum immer noch eine ganz kleine Chance, daß der mit allen Wassern gewaschene Halunke sich vielleicht doch noch irgendwo zwischen den Dachtraufen versteckt hielt, um dann erst gegen Abend zum Vorschein zu kommen.

Dieses letzte Moment durfte nicht übersehen werden.

„Wenn ich ihn nicht zu fassen bekomme", dachte der einsame Forscher vor dem Dachfenster, „so habe ich einen meiner besten Trümpfe verloren — da hätte ich mich also ins eigene Fleisch geschnitten, als ich ihn gestern abend in seinem Wohnschiff unbehelligt ließ."

Nach dieser Betrachtung zündete sich der schlaue Kommissar in der Dachrinne eine frische Zigarre an.

Vor der Dachluke des Kontors hörte die Spur der Fußabdrücke auf. In jenem Bodenraum, in dem eine Anzahl verschlossener Archivschränke stand, war nichts entdeckt worden; die Luke war von innen mit einem Hängeschloß verschlossen gewesen.

Also war der kleine Spitzbube, der in seiner Art eine ebenso „vortreffliche Nummer" war wie Jan Kikker, genannt René Rana, entweder über die Dachrinnen weitergeklettert, oder er mußte durch das gleiche Bodenfenster verschwunden sein, durch das er, der Kommissar, mit freundlicher Genehmigung des alten dienstbaren Geistes hereingeklettert war.

Ruhig stieg Duporc wieder herunter, wurde von der Witwe Menzel Polack mit einem ängstlichen Aufschrei und dem verrosteten Revolver (der immer noch nicht konfisziert war) empfangen und rief, nachdem er sie zum soundsovielten Male beruhigt hatte, die Kriminalpolizei an.

„Sie sprechen mit Siebenstern", sagte er in seiner Geheimsprache. „ich bin noch immer hier in der Sarphatistraße bei Frau M. wie Maria, P. wie Peter. — Schicken Sie mir Nummer Drei hierher mit Tommy . . . ich warte hier . . . Schluß!"

„Wen bestellen Sie?" fragte ängstlich die Dame, die ihr soundsovieltes Stück Zucker mit Hoffmannstropfen zerknabberte.

„Einen meiner besten Freunde, der sich durch philosophisches Schweigen auszeichnet", erklärte er. Und bei einer Tasse Kaffee, die sie ihm eingoß, und einem Stück Butterkuchen wartete er nun, bis es klingelte und dann etwas plötzlich in beängstigendem Tempo die Treppe heraufgestürmt kam: ein riesengroßer deutscher Polizeihund!

„Mein Freund Tommy!" stellte Duporc vor.

„Wie in Gottes Namen ist das möglich?" sagte die Witwe; „wie kommen Sie nur auf solche genialen Einfälle?"

Mit der halb aufgerauchten Zigarre in der Hand — der Mann konnte keine Nerven haben, denn die Asche haftete noch in einem Stück daran! — sprach der Kommissar auf den wedelnden Hund ein, der sich auf das Kommando „Kusch!" sofort zu seinen Füßen niedergelegt hatte.

Duporc befahl dem Hunde, Jaapje Eekhorns Korb zu beschnüffeln, wies ihm die nach oben führende Treppe und stand selbst einen Augenblick später mit Tommy, der keinen Augenblick zögerte, wieder vor der verschlossenen Luke. die das Tier beschnüffelte, ohne sich besonders aufzuregen. Vor dem Fenster, von dem aus der dienstbare Geist die Vorgänge auf dem Dach verfolgt hatte, knurrte der Hund und begann, mit den Vorderpfoten zu graben.

„Kusch!" sagte Duporc und schaute durch das geschlossene Fenster nach innen. Dasselbe noch nicht gemachte Bett, das er bereits einmal gesehen hatte. Zwei Stühle mit Decken und Laken. Acht nackte Stuhlbeine, ein noch nicht in Ordnung gebrachter eiserner Waschtisch, eine offenstehende Schranktür, eine kleine Wanduhr.

Der Hund knurrte leise weiter. Es war nicht daran zu zweifeln: durch dieses Fenster mußte Herr Jaapje Eekhorn verschwunden sein. Aber anwesend war er bestimmt nicht mehr.

Danach nahm Duporc vor dem Hause in der Sarphatistraße eine zweite Spur auf.

Das Tier fand gleich den rechten Weg, rannte in den Laden, von dem aus Jaapje telephoniert hatte, setzte quer über die Straße, lief an dem Zigarrengeschäft vorbei und entdeckte David, den Stelzvogel, der an einer Litfaßsäule stand und die Plakate studierte.

Nathan Marius Duporc beachtete den Mann nicht, ging unauffällig an ihm vorüber und kehrte pfeifend zum Hause der Witwe zurück.

Er hätte es auf einen Eid genommen, daß der Entflohene sich noch innerhalb dieses Häuserblocks befinden mußte . . .

Tommy wurde dem unten wartenden Polizisten anvertraut, und der Kommissar, der ruhig dahinschlenderte, als ob ihn die Sache gar nicht mehr interessiere, trat langsam in den Zigarrenladen, kaufte sich eine Manila und fragte dann so nebenher, wer denn eigentlich in dem Haus mit den lachsfarbenen Vorhängen wohne.

Darauf suchte er im Telephonbuch die Nummer und wurde nach dem üblichen falschen Anschluß mit dem Rechtsanwalt verbunden, der das Haus bewohnte.

„Es wäre mir sehr lieb", sagte er, nachdem er sich vorgestellt hatte, „wenn Sie in dem Zigarrengeschäft gegenüber ein paar Zigarren kaufen würden; ich muß Ihnen etwas Vertrauliches mitteilen und habe meine Gründe dafür, nicht persönlich zu Ihnen zu kommen. Ich werde Ihnen das alles mündlich erklären . . ."

Zunächst machte der andere einige Einwendungen; aber endlich kam der Rechtsanwalt, den die Neugierde plagte, doch über die Straße.

„Ich höre, daß Sie um ½3 Uhr nach Hause gekommen sind, und daß die gnädige Frau bettlägerig ist . . .?"

„Das stimmt", sagte der Advokat, „aber warum fragen Sie mich hier auf so geheimnisvolle Art danach?"

(Fortsetzung folgt.)

Schwäbische Kunde.

Historische Skizze von Hans Gä[illegible]gen.

Über Stuttgart blaute ein leuchtender Sommerhimmel. Es war am Spätnachmittag . . . Der Schreiber beim Justizministerium, Ludwig Uhland, befand sich auf dem Nachhausewege. Der Aktenstaub lag noch auf seiner Seele, aber die milde Luft und der Vogelsang taten ihre Pflicht und wuschen dem langsam und bedächtig Dahinschreitenden die Augen hell.

In seiner Wohnung angelangt, vertauschte Uhland das Werktagskleid mit dem Sonntagsrock und trat wieder hinaus auf die Straße, die erfüllt war vom Duft der Linden und Rosensträucher.

Er stieg gemächlich zur Höhe hinauf, Degerloch entgegen.

Ein Gedicht ging in ihm auf und nieder. Ein Gedicht, das ihn seit Tagen beschäftigte.

In einer verstaubten Chronik hatte er den Stoff gefunden, die Geschichte von dem tapferen Schwabenritter, der im heiligen Lande, allein zurückgeblieben, dem Ansturm von fünfzig Türkenreitern trotzte.

„Schwäbische Kunde“ sollte das Gedicht heißen, und der ganze Schwabenstolz sollte in ihm auflodern.

Uhland war auf der Höhe angelangt und sah auf die Stadt hernieder, die im Lichte der scheidenden Sonne rot aufglühte und ihre Türme gar mannigfaltig aufreckte in den langsam verblassenden Himmel.

Oh, es sollte ein volkstümliches Gedicht werden, ein Gedicht, das den Namen seines Verfassers weit in die Lande tragen würde, das die Kinder in den Schulen lernten und die Alten aufsagten, wenn sie glücklich und stolz beim Weine saßen.

Der Herr Sekretär setzte sich am Waldrande nieder und zog sein Schreibheft hervor. Ihm war, als wollten die Verse ihm zufliegen auf den Schwingen der Schwalben, die durch die sanft sich breitende Dämmerung schossen.

Aber bald steckte Uhland das Büchlein wieder in die Tasche. Es wollte nicht gelingen. Der Anfang, die ersten Verse fehlten ihm.

Ein wenig ärgerlich knöpfte er den Rock zu und schritt zur Stadt zurück. Er hatte das Gefühl, als lächelten die ersten aufblitzenden Sterne spöttisch zu ihm herab.

Zu Hause angelangt, entzündete er die Kerze und setzte sich zum Nachtmahl nieder; da flatterte ein kleiner, grauer Falter durch das offene Fenster. Er schwebte eine Weile zwischen den aufgetürmten Büchern umher und setzte sich dann auf einen alten Folianten, der seit Jahren unbenutzt dastand.

Der Herr Justizsekretär war vom Tische aufgestanden, um den Falter näher zu beschauen, und zog das dicke Buch aus der Reihe der übrigen, um es zur Kerze zu tragen.

Wie von ungefähr schlug er es auf und erkannte, daß es eine verstaubte, viele hundert Jahre alte Chronik war. Sein Blick aber fiel auf diese Stelle: „Allhiero ward heute, als am sechzehnten im Monate Januarius, der wohlgelahrte, hochachtbare Ambrosius Eulogius Rötelmayer, lobesam, seines Zeichens Ältester des Rates, zur ewigen Ruhe bestattet.“

Welch seltsames, umständliches Deutsch! Wie der Ton alter Münsterglocken klang es. Vor allem das Wörtchen „lobesam“! Was war das für ein feines, güldenes Wort, wie aus der Werkstatt des Goldschmieds hervorgegangen. Es leuchtete und glitzerte und machte die ganze Stube hell. Es blühte aus der alten Chronik hervor wie eine Sommerblume. Es machte den ganzen ernsten Satz licht, wie eine kleine Ampel eine große dunkle Kirche.

Uhland ergriff das Wort wie einen kostbaren Stein. Dann ging er zum Schreibtisch, nahm Feder und Papier, und siehe! — die Verse strömten ihm zu wie hurtig eilende Wiesenbäche.

Das Wort „lobesam“ hängte er dem Kaiser, der durch das Gedicht schritt, wie eine goldene Ehrenkette um.

Das Gedicht kennen wir alle. Wir haben es, da wir kurze Hosen trugen, in der Schule gelernt, ganz wie es der Dichter gewollt. Wir haben es nicht vergessen.

Und wenn wir fröhlich beisammen sitzen, dann beginnt wohl einer, indes der Mond wie ein Türkensäbel am Himmel steht:

„Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam — —“

Hans Harlanders letzter Weg.

Skizze von Georg Paul Lücke.

Nach vierstündiger, schwerer Kletterarbeit lag die erste Wand unter ihm. Schroff stürzte sie zur Tiefe und warf ihren blauen Schatten weit hinaus in das Tal. Fern an seinem Rande schimmerten wie Edelsteine die Fenster der großen Hotels von Sardez.

Hans Harlander stand zweitausend Meter über dem Leben, das mit fernem Raunen einen schwachen Widerhall in die stille Hochwelt sandte. Schon griff die Kälte über die Firnwand herab, die sich wie gleißender Marmor über ihm ins Blau türmte, mählich aufsteigend zuerst, dann, senkrecht fast, sich aufbäumend zum wild zerrissenen Grat. Andere hatten das Wagnis vor ihm versucht, aber an diesem kühnsten Problem der Hochalpen waren selbst die Besten mutlos geworden.

Nur dem gehörte der Sieg, der keine Wünsche zurückließ für Leben und Zukunft. Sein Leben war Kampf gewesen, die Liebe anderer Menschen hatte er nie empfunden. Eine Mutter, die sich vergessen, stahl ihm den Glauben an das Höchste; ein in Haß sich zermürbender Vater sah in dem unverstandenen Knaben nur eine Last. Freundlos und freudlos hatte er dahingelebt, ein Leben ohne Zweck und Ziel, das Opfer seiner schwachen Seele, die ihn sein Dasein nur träumen ließ, nicht aber die Kraft gab, es aus eigenem Willen zu meistern. Und als er zu finden glaubte, was ihm das Leben hätte wertvoll machen können, da war die junge Gattin, die sein Geld nur gelockt, dem anderen gefolgt, dessen Männlichkeit Gegenbild er war.

So haßte er das träge Blut in sich, die Maschine aus Muskeln und Nerven, im Sport gestählt, die doch nicht Herr wurde seiner Lässigkeit. Nicht den Mut brachte er auf, ein Ende zu machen, aus dem Gedanken den Willen zur Selbstvernichtung zu zwingen.

Nur dazu hatte er sich entschließen können, es einem Zufall anheim zu stellen, ob er dieses Drohnendasein weiterführen solle oder nicht.

Hier in der Ureinsamkeit der toten Hochwelt war dieser Zufall in vielfacher Gestalt. Ein Fehltritt am steilen Hang, ein ausbrechender Griff, ein Schneerutsch, unter unbedachtem Tritt vom glatten Untergrund gelöst, die trügerische Decke über gähnender Spalte, die Kälte der Nacht, das Toben entfesselter Elemente — dann würden ein paar kurze Zeilen melden, daß wieder einer für seine Liebe zu den Bergen starb.

Da brach ein Knattern und Bersten in die Stille. In gewaltigen Blöcken stürzte ein Eishang vom Grat, hüllte den Harrenden in flimmernde Splitterwolken und verschwand polternd in der Tiefe. Hans Harlander aber stand unverletzt.

Weiter ging er dem Tod entgegen. Wuchtig schlug das Beil Stufe um Stufe aus blankem Eis. Die Stille wuchs gleich der im Süden aufquellenden Wetterwolke, aus der zuweilen dumpfes Grollen drohte. Aber die sinkende Sonne löste den blendenden Ballen in verziehende Streifen.

Näher stachen die Felsen aus dem Mantel von blauem Eis, leichtfüßig übersprang er die Randspalte. Er ging an die Wand, die sich fast grifflos vor ihm stemmte, gewann den wuchtig zersägten Grat, überwand Turm auf Turm. Unter Füßen und Händen brach der verwitterte Stein. Jeder Schritt war Grenze des Lebens, jeder Blick in die Tiefe konnte den Schwindel bringen und die letzte Fahrt.

Wieder stand er auf einer Graterhebung. Drüben jetzt trotzte die Felsbastion des noch unbezwungenen Gipfels, die messerscharf zur Schneide sich verjüngend, in die Unendlichkeit des Äthers emporstieg.

Da sah er das Mädchen.

Unwirklich fast in der Hocheinsamkeit lag die Gestalt auf schmalem Geröllband mit geschlossenen Augen. Über die bleiche Stirn lief ein rotes Band — Blut. Wie im letzten Griff nach dem Leben hatte sie die Hände in die Steintrümmer verkrampft.

Harlander achtete nicht der wettergeschliffenen Platten, glitt, rutschte hinunter in die Senke, hastete hinüber und fühlte aufatmend noch Wärme, als er den leichten Körper in bequemere Lage hob. Er riß sein Taschentuch in Streifen, legte den Verband um die Stirnwunde und fühlte erschauernd ein Nachgeben der Schädeldecke, die der Sturz gebrochen.

Heiß durchfuhr ihn das Gefühl der Ohnmacht. Sollte er hinabsteigen, um Hilfe zu holen? — Bis Rettung kam, vergingen Stunden, kam die Hochnacht und erfror alles Leben.

Da faßte er einen Entschluß. Noch einmal hinab — mit ihr! — Dort war die Spur, die das Mädchen heraufgeführt in wahnwitzigem Ehrgeiz, Erste zu sein, befanden sich ungeschickt geschlagene Stufen, und doch bedeutete es für ihn eine Möglichkeit.

Er warf den Rucksack ab, den Pickel daneben, hob die schlaff nachgebende Gestalt über die Schulter und begann den Abstieg. Seine Knie zitterten, sein Herz schlug in wildem Rhythmus, als wollte es die Brust sprengen. Weiter! Weiter!

Die letzte Dämmerung spiegelte matten Widerschein im Eis, gab geringe Sicht dem scharf vorwärts spähenden Blick.

Und der Tod war da, überall, grinste aus Schluchten und Schründen, stand in der schimmernden Nacht, streckte kalte, krallende Finger aus der Tiefe. Unerreichbar fern blinkten die Lichter von Sardez. Stunde um Stunde verrann. Die Eiswand, die er im Aufstieg fast spielend überwunden, wollte kein Ende nehmen.

Die Ermattung kam und wollte ihn niederzwingen, doch mit jedem Schritt bergab wuchs seine Seele, gab seinen Muskeln übermenschliche Kraft und meisterte den Körper. Das Eis der Jahrzehnte brach, sein Leben bekam Inhalt, war Tat! —

Doch, als er den sicheren Fels erreichte, das Mädchen behutsam zu Boden gleiten ließ, vortrat und einen Blick über die letzte Wandstufe warf, ob er sie in dieser Nacht noch zwingen könne, sah er Lichter tief unten, die sich emporbewegten.

Ein gellender Ruf in die Nacht! — Eine ferne Antwort und das Schwingen einer Laterne, die ihm kündete, daß man ihn gehört. Da wandte er sich rückwärts, sah im Dämmerlicht der weißen Welt zwei offene Augen und ein dankendes Lächeln um einen roten Mund.

Schwindel griff sein Gehirn, Sterne fuhren in wildem Kreisen am Firmament, Berge wankten und brachen, das Chaos kam. — —

— — „Die seit vierundzwanzig Stunden in den Bergen *von Sardez vermißte bekannte Hochtouristin Ruth Deadforth wurde von einem deutschen Alleingänger aufgefunden* und durch eine Rettungskolonne zu Tal gebracht. Sie befindet sich trotz einer schweren Verletzung auf dem Wege zur Besserung. Ihr Retter, ein gewisser Hans Harlander, erlitt infolge der Überanstrengung bei der Bergung einen Herzschlag", meldete die Presse.

Der erste Mensch aus einer Kanone geschossen.

Ein Probestück in Turin.

Wie die „Stampa" berichtet, wurde in Turin eine Demonstration veranstaltet, bei der ein Mensch wirklich und leibhaftig aus einer Kanone geschossen wurde. Das genannte Blatt berichtet darüber:

In der Rennbahn für Motorradfahrzeuge stand ein gepanzertes Automobil, alias Tank, das eine sehr große Kanone trug. Um das gewaltige Fahrzeug war eine Anzahl Personen beschäftigt, darunter der Erfinder des Schießapparates, Edmond Zucchini und sein Bruder Hugo, der als erster die Luftreise als Projektil aus der Kanone machen sollte. Nach längerer Vorbereitung bestieg der Bombenmann in einer aus Leder hergestellten Kleidung, einen Helm auf dem Kopfe, ein Automobil und fuhr einmal um den weiten Platz, auf dem sich zahllose Zuschauer, darunter auch zwei Mitglieder der Königsfamilie, befanden. Als die Fahrt beendet war, setzte Hugo eine kleine Leiter gegen die Mündung des Geschützes, kletterte nach oben und verschwand in der weiten Öffnung. Dann richtete der Lauf sich langsam auf, so daß er einen Winkel von 45 Grad bildete. Sein Bruder Edmond trat an das vor der Kanone ausgebreitete Netz, sein Fuß kam in Berührung mit einem elektrischen Draht, der mit der Kanone verbunden war. Er rief:

„Hugo, kannst du mich hören." Und von weithin kam als Antwort ein zartes „Ja".

„Bist du fertig? Halte dich tapfer."

Keine Antwort.

Jetzt ein Geräusch, wie von sich drehenden Rädern und plötzlich ein Knall, wie von einer richtigen Kanone. An der Mündung des Stückes zeigte sich eine weiße Rauchwolke, und dann sah man den Mann mit großer Gewalt aus dem Kanonenrohr herauskommen. Ein Schrei der Überraschung wie auch von Angst ging durch die Menge. Kaum hatte sich derselbe aus dem Munde der Zuschauer gelöst, tanzte der Bombenmensch auf und nieder in dem Netz, in dem er sich krampfhaft festhielt, um nicht herausgeschleudert zu werden. Die Zuschauer hatten ein neues aufregendes Schauspiel erlebt. Nach wenigen Minuten stieg Hugo Zucchini aus dem Netz, bestieg wieder das Auto und fuhr abermals in dem Auto unter stürmischem Beifall der Menge über den Platz. Das Schaustück dürfte nächstens auf dem Programm der Vergnügungsstätten erscheinen. M. N.

Bunte Chronik

* **Der verkannte Menschenaffe.** Ein ergötzliches Geschichtchen trug sich vor kurzem in der kleinen ungarischen Stadt Munkacs zu, wobei ein Gorilla die Heldenrolle spielte. Es war da nämlich durch das Städtchen ein Wanderzirkus gezogen, dessen große Attraktion eben dieser Gorilla bildete. Doch nicht von der großen Belustigung soll hier die Rede sein, den er für die Bevölkerung abgab, seine „Hauptrolle" sollte vielmehr erst später beginnen, nämlich — nach seinem Tode. Und das trug sich so zu. Während sich die Truppe auf dem Wege nach dem nächsten Städtchen befand, fiel der Affe plötzlich um und verschied nach kurzer Zeit. Der Direktor der Truppe, der sich nicht lange mit dem Tier, das ihm nun nichts mehr nutzen konnte, aufhalten wollte, ließ es einfach im Straßengraben liegen und bedeckte es mit einem Zelttuch. Einige Stunden später ging ein Bäuerlein des Weges dahin, und der Affe erregte seine Aufmerksamkeit; er hob das Tuch auf — und erschrak nicht wenig, eine Leiche darunter zu sehen, die er für eine Menschenleiche ansah. Ein Verbrechen vermutend, benachrichtigte er flugs die Ortspolizei und bald sammelte sich der halbe Ort um die Leiche des verkannten Affen. Trotz der starken Behaarung blieb man übereinstimmend der Auffassung, daß man eine Menschenleiche vor sich hatte, und nur das bereitete noch den braven Leuten Schwierigkeiten, festzustellen, wer der Tote sei. Aber auch da kam einer der Bürger auf einen „aufklärenden" Einfall: er hatte von einem steinreichen Manne gehört, der, dem Vernehmen nach, sehr stark behaart gewesen sein sollte. Nun schien des Rätsels Lösung gefunden: der reiche Mann war von Verbrechern angefallen, beraubt und getötet worden. Man entschloß sich also, dem so unglücklich Dahingeschiedenen wenigstens ein ehrenvolles Begräbnis auszurichten. Was denn auch geschah. Weil man aber nicht genau über die Konfession des vermeintlichen Toten unterrichtet war, lud man sowohl den Popen, als auch den Rabbiner ein, hintereinander ihres Amtes zu walten. Dem Sarge aber folgte eine selten große Schar von Menschen, die ihm ein letztes Geleit geben wollten und sie ahnten nicht im entferntesten, daß es ein Affe war, dem sie diese Ehren erwiesen . . . Hinterher kam die Sache zwar heraus durch den Direktor des Zirkus, der von dem Vorfall gehört hatte und Erkundigungen anstellte. Doch der größte Teil der Bewohner von Munkacs glaubt nicht so recht daran, hält vielmehr an der Überzeugung fest, daß man in der Tat das Andenken eines unglücklich hingemordeten reichen Mannes durch ein so großartiges Begräbnis geehrt hat.

*

* **Eine Zentralheizungsanlage aus dem Mittelalter.** Die Ausgrabungen und wissenschaftlichen Untersuchungen, die von einer archäologischen Gesellschaft an dem alten schwedischen Schloß Glimmingehus angestellt werden, haben neuerdings zu einem sehr interessanten Ergebnis geführt: man stellte unverkennbare Überreste einer Zentralheizungsanlage und einer zentralen Wasserversorgung fest, die noch aus den Zeiten des Mittelalters stammen. Im Keller dieses Schlosses befindet sich ein riesiger Ofen, der vermittels kleiner Röhren, die in den Wänden eingebaut sind, das ganze Gebäude mit Wärme versorgte. Auch die Wasserversorgung geschah offenbar nach durchaus „modernen" Methoden. Man muß sich dabei erinnern, daß gerade die Wasserversorgung in jenen Zeiten äußerst wichtig war, infolge der häufigen Kämpfe mit feindlichen Nachbarn, die man zu bestehen hatte, und der damit oft verbundenen Belagerungszeiten. — Es gibt in Schweden eine ganze Reihe solcher alter Schlösser und Burgen. Ein Teil von ihnen wird heute für wohltätige Zwecke benutzt oder aber es wurden Museen darin untergebracht.

Lustige Rundschau

* **Die Perle.** „War während meiner Abwesenheit jemand hier?" — „Ja, ein Herr, er hat alle Möbel frankiert!"

*

* **Rede und Antwort.** „Gnädiges Fräulein, Sie sind die erste, die ich liebe!" — „Mein Herr, Sie sind der erste, dem ich's glaube!"

*

* **Empfindlich.** „Wenn Sie mich nicht erhören, Alice, werde ich mich erschießen!" — „Aber ich bitte, nicht hier! Ich kann das Knallen nicht vertragen!"

*

* **Er meint's gut.** „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten, mein Fräulein, Sie sehen schon ganz abgestanden aus!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.